

Im Jahr 2018 ist Eva Winter nun zum Menschen ohne Eltern geworden. Und hat nach so viel Leben die Stadt verlassen, die für immer in ihrem Personalausweis stehen wird. Sie kann machen, was sie will. Sie ist niemandes Kind mehr, sie könnte sogar mutig sein, wenn sie wollte. Eva hat beschlossen, dass es ihr gutgehen wird.

»Also«, knarzte Evas Vermieterin zum Abschied, »Kautions kommt. Kann aber 'n bisschen dauern.« Und verschwand. Ein Nachmieter würde sich finden, es findet sich immer jemand, der nach uns das Licht wieder einschaltet.

Die neuen Kölner Nachbarn haben ihre Autos so viel präziser in die Parkbuchten unter den alten Birken manövriert, dass Evas Wagen hier nicht nur wegen des BO-Kennzeichens auffällt. Sie betrachtet ihren linken Hinterreifen und den deutlichen Abstand zum Fahrbahnrand – egal. Beim Öffnen des Kofferraums fällt ihr ein, dass sie die Ginger-Ale-Kiste noch zum Pfandautomaten bringen wollte, aber so hat sie jetzt zusammen mit dem Kissen wenigstens eine Sitzgelegenheit in der leeren Wohnung, bis endlich die Leute mit den Möbeln eintreffen.

Warten ist ja keine Kunst, findet Eva. Eher Handwerk. Und fingert mit knurrendem Magen aus dem Briefkasten ihres Nachbarn den aktuellen Flyer mit den Sommerangeboten der *Pizzeria Pronto*.

Jetzt ist es Zeit

Auf der A 3

Ricardo Santos muss anhalten, er muss so unglaublich dringend anhalten.

Eine Fahrtstrecke von siebenundachtzig schlappen Kilometern ist eigentlich ein Witz, eine lächerliche Distanz für einen Profi wie Ricardo, der auf dem Fahrersitz des Lkws jahrelang trainiert hat, seine Blase erst zu entleeren, wenn er ohnehin den Tank wieder auffüllen muss.

Aber an diesem Mittwoch, der so heiß war, dass Ricardo den ganzen Nachmittag über viel trinken musste, hat er schon kurz hinter Wattenscheid das miese Gefühl, dass er nicht wird durchfahren können.

Kurz hinter Hubbelrath ist es dann schließlich so weit: Grummelnd setzt Ricardo Santos dreihundert Meter vor dem Parkplatz Bachtal den Blinker und rollt zu seiner ersten unfreiwilligen Pause in fünfzehn Logistikjahren. Er wird später ankommen als geplant, er muss ja auch noch in Porz die beiden Studenten einsammeln, die beim Ausladen der Möbel helfen sollen, alles Mist heute. Er würde sich jetzt ärgern, wenn seine Tochter ihm nicht neulich mal gesagt hätte, dass er mit den grimmigen, gezackten Falten aussieht wie Opa Enrique damals nach dem zweiten Schlaganfall.

Recht hat sie, denkt Ricardo, nur kurz pinkeln, nicht lange ärgern.

Da kein anderer Wagen auf dem Rastplatz zu sehen ist, beschließt er, das muffige Toilettenhäuschen zu meiden, und stapft hinter den Mülltonnen entlang ein paar Schritte in Richtung der Büsche, die das Gelände säumen. Dort öffnet er den Reißverschluss seiner grauen Latzhose, lauscht dem Lärm der Autos, die an diesem warmen Feierabend über die Autobahn rauschen, und dem Strahl auf trockenem Gras.

Ricardos Blick wandert die Felder des Bachtals entlang. Über ein sattes Grün segeln geduldig zwei Falken auf der Jagd nach Feldmäusen zum Abendessen, noch weiter oben quert ein Flugzeug die A 44, und – eine Wespe schwirrt durch das Sichtfeld des Lkw-Fahrers. Instinktiv pustet Ricardo das kleine dunkle Tier vorsichtig weg, weil man ja nach Wespen nicht schlagen soll – doch pusten soll man auch nicht. Nachdem sie eine Schleife um seinen Kopf geflogen ist, taucht sie direkt an seinem rechten Ohr erschreckend laut wieder auf, er dreht sich zur Seite, wedelt mit der freien Hand zweimal kurz auf und ab – obwohl man ja nach Wespen nicht schlagen soll.

Im nächsten Augenblick spürt Ricardo Santos den Stich.

Er wirft den Kopf zurück und schreit auf, als das streunende Insekt seine Widerhaken in die Haut schlägt, um Gift zu verspritzen, und denkt noch, das kannst du keinem erzählen – aber immerhin wird das Scheißviech ja nun wohl Ruhe geben, so dass er beenden kann, was er angefangen hat, und endlich weiterfahren, um seine Ladung einigermaßen pünktlich nach Köln zu schaffen.

Fluchend betrachtet Ricardo die rote Einstichstelle fünfzehn Zentimeter unterhalb seines Bauchnabels; sie scheint anzuschwellen, sie brennt. Er hat die Träger seines Overalls noch nicht wieder über die Schulter gestreift, als er plötzlich schwankt und ruckartig mit der linken Hand ins Leere greift, um sich irgendwo festzuhalten. Daraufhin schließt er kurz die Augen und atmet durch die Nase ein. Sein Mund ist trocken wie Asphalt, und als er wieder nach oben schaut, sind die Falken am Himmel nur noch verwischte Kleckse. Mit dem Schwindelgefühl zischt ein Schmerz unter die Kopfhaut, und Ricardo hatte nie Kopfschmerzen. Blödes Tier, denkt er, jetzt brennt das wie Hölle, und ich weiß schon gar nicht mehr, wann mich das letzte Mal –

Und dann kann er gar nichts mehr denken, weil ihm die Luft wegbleibt. Sein anaphylaktischer Countdown hat begonnen: Jetzt ist es Zeit für die Angst vorm Sterben.

Keuchend presst Ricardo seine Zungenspitze gegen die Zähne, taumelt aus den Büschen, bleibt mit dem Fuß an einer Plastiktüte hängen, hört sein eigenes Röcheln und reißt die Augen auf in der panischen Hoffnung, dass ein Auto anhält – er schnappt, schnappt, schnappt nach Luft.

Niemand bemerkt ihn, niemand hält, alle fahren vorbei.

Noch einmal bäumt er sich auf, dann sinkt er auf die Knie. Während er zur Seite kippt in den Busch, fliegt die Gemeine Wespe in Richtung Neandertal davon. Sie wird Ricardo Santos überleben um zwei Monate und zehn Tage.

Strikeout

Im selben Moment in Boston

Es ist zu heiß, und ihm fehlen die Worte.

Nach drei Wochen in der großen fremden Stadt hat sich Victor Faber aus Bochum an das rauschende Klappern der Klimaanlage gewöhnt. Es ist der Soundtrack des Sommers in Boston, und er kann sich sein Leben hier nicht mehr vorstellen ohne die künstlich kühlen Nachmittage, die er in Nicks Apartment am Scrabble-Brett verbringt, allein im Kampf gegen hundert Plastikbuchstaben und die Löcher in seinem Kopf.

Die beiden Joker, blank und verheißungsvoll, sind in diesem Sommer seine liebsten Spielkameraden, wenn sein Sohn mit dem Team unterwegs ist. Wenn gar nichts mehr geht, wenn sein Kopf glüht, weil ihm 5738 Kilometer von zu Hause kein deutsches Wort mehr einfällt, dann ist so ein unbeschriftetes Plättchen die letzte Rettung, Frischluft für den Wortschatz.

Ein L, ein A, ein Z, O, R und K liegen gleichmütig auf dem Bänkchen. Und das Y, natürlich. Er hat sich vorgenommen, alles auswendig zu lernen, was man mit dem doofen Y anstellen kann, wofür gibt es Listen im Netz: Yuan, Pitaya, Oxyd, Ysop, Polymer. Manchmal merkt er sich die Begriffe und manchmal auch, was sie bedeuten.

Er hätte das nie mit den Schülern spielen sollen, warum sind sie damals nicht einfach ins Schauspielhaus gegangen: zwei Stunden *Physiker* mit Musik und tieferer Bedeutung, für jeden ein Spaghetti-Eis auf dem Heimweg, fertig.

In acht Jahren hatte kaum ein Zwölftklässler von ihm wissen wollen, was Sprache und Literatur so besonders macht, sondern nur, was man wissen müsse, um nicht am System zu scheitern. Alle wollten sie be-, nicht verstehen, sei's drum, er nahm es gelassen, schulterte seinen Rucksack und ging rüber in die Turnhalle, wo hochmotivierte Siebtklässler beim Hockey mit Plastikschlägern auf ihre Schienbeine eindroschen.

Aber dann hatte er, als die Sammelbestellung der *Dreigroschenoper* nicht rechtzeitig eingetroffen war, in der Mittagspause drei Scrabble-Schachteln im Erdgeschoss der großen Buchhandlung erstanden und beim neunten Deutsch-Leistungskurs seines Lehrerlebens eine unerklärliche Leidenschaft entfacht fürs Deklinieren und Konjugieren, für das lukrative Ä, Ö und X auf rotem Grund. Erst hatten einige Schüler augenrollend abgewinkt bei diesem »analogen Omma-Spiel«, doch bald schon wurde das dunkelgrüne Stoffsäckchen zu jedermanns Wundertüte, und dann jubelten sie, Linda,

Tim und all die anderen, wenn sie zum Q noch das U zogen, und kämpften zähnefletschend um Punkte wie früher um die Disco-Verlängerung am letzten Abend im Landschulheim.

Verblüfft stellte Victor fest, dass ein Dutzend Schüler alles nachzuschlagen begann, was ein Begriff hätte sein können. Sie lebten nur dafür: verbundene Wörter ohne Zusammenhang. Und er applaudierte ihnen mit einem Lachen, als ihre fliegenden Fingerspitzen die 26. Duden-Auflage zerfledderten, elf Mädchen und fünf Jungen, die stritten und strahlten, Doppelstunde um Doppelstunde, und ihr Lehrer Faber nannte es lexikalische Vertiefungsübungen zu Flexion und noch irgendwas, das nach Lehrplanvorgaben klang.

Reclam-Hefte blieben unbeachtet in den abgewetzten Rucksäcken, Werther musste ohne sie sterben, und um den Stress einer mündlichen Prüfung zu simulieren, versuchten sie eine Gedichtanalyse in der Pause eines Tretbootrennens. Hechelnd und dümpelnd, mit Sonne im Gesicht, hörten sie Herrn Faber zu, der Erich Fried vorlas: »Das Leben wäre vielleicht einfacher, wenn ich dich nicht getroffen hätte. Es wäre nur nicht mein Leben.«

Und irgendwer sagte, nach endlosem Schweigen: »Gedichte sind doch irgendwie wie Scrabble, oder? Wenige Buchstaben, aber an der richtigen Stelle.«

Victor hebt den Kopf, manchmal hilft es, den Blick vom Brett zu nehmen und aus dem Fenster zu schauen, bis die Buchstaben einen Sinn ergeben, der im Wörterbuch steht. Er spielt wieder mal gegen seine abschweifenden Gedanken und die amerikanischen Temperaturen. Unten auf der Straße heult sich ein Krankenwagen durch die Fairfield Street, ein UPS-Lieferant blockiert die Fahrbahn.

Ein vibrierendes Ping verrät Victor, dass eine Nachricht eingegangen ist. Während er sich drei neue Steine aus dem Beutel greift, tippt er auf seinem Smartphone das Mail-Symbol an.

Marie hat ihm geschrieben. Marie hat ihm geschrieben mit dem Betreff Nicht so gut.

Typisch Marie: Nie schreibt sie ›schlecht‹ oder spricht von ›beschissenen Neuigkeiten‹, wenn die Neuigkeiten beschissen sind; bei Marie ist alles immer ›weniger positiv‹ oder eben ›nicht so richtig gut‹, weil darin immerhin noch ein ›gut‹ steckt. Als die Ärztin damals am Telefon sagte, sie müsse sich wirklich beeilen, wenn sie sich noch von ihrem Vater verabschieden wolle, da schluckte Marie einmal trocken und sagte zu Victor, der sie fragend ansah: »Er hat sich nicht verbessert, der Zustand.«